

„Skizzen eines reichen Lebens – Wie ich den Euthanasiemord an meinem Großvater aufdeckte“

Sehr geehrte Damen und Herren,

Wir sind heute hier versammelt, weil wir die NS-Krankenmorde aus bestimmten Perspektiven betrachten wollen. Aus *anderen* Perspektiven. Heute geht es nicht – oder wenigstens nicht nur – um historische Fakten, um bahnbrechende neue Erkenntnisse. Es geht auch nicht um einen Täter- oder einen Opferfokus. Heute geht es nicht um Wissen, sondern um Erfahren. Es geht heute, so will ich meinen, mehr um die Gegenwart und die Zukunft als um die Vergangenheit. Es geht um den noch immer aktuellen Kampf um Anerkennung, um inklusives Gedenken, um „Geschichte und Geschichten im Hier und Jetzt“. Ich möchte Ihnen daher heute von meiner ganz persönlichen Geschichte, vom Abenteuer „Recherche“, erzählen. Ich möchte Berührungspunkte abbauen und zeigen, dass die Rekonstruktion eines Lebens, so tragisch es auch hat enden müssen, etwas ganz Wunderbares, Bereicherndes sein kann.

Daher möchte ich Ihnen nun zunächst meinen Großvater vorstellen. Sein Name war Walter Frick, und er wurde 1908 im pfälzischen Zweibrücken als Sohn des Lehrers und Heimatkundlers Hugo Frick und seiner Frau Emma geboren. Das Paar hatte außerdem eine Tochter namens Hedwig, sie war ein Jahr älter als Walter. Das linke Foto zeigt das Haus in der Steinhauser Straße in Zweibrücken, in dem beide Kinder aufwuchsen. Es steht noch heute. Nach dem Besuch von Volkshauptschule und Oberrealschule erwarb Walter 1928 mit hervorragenden Leistungen die Hochschulreife.

Noch im selben Jahr zog er nach München, um dort an der Staatlichen Akademie der Tonkunst Klavier und Komposition und Dirigieren zu studieren; an jener Akademie lernte Walter auch die Gesangsstudentin Luise Frölich kennen, und die beiden wurden im Laufe des Jahres 1929 ein Paar. Trotz dieser positiven Entwicklungen sollte das Jahr ein trauriges Ende nehmen: zwei Tage vor Weihnachten verstarb Walters Vater Hugo.

Im Jahr 1932 beendete Walter sein Studium, und mit besten Empfehlungen ausgestattet bekam er eine Stelle am Stadttheater Rostock, zwei Jahre später konnte ihm Luise folgen.

Die Jahre 1934 bis 1938 waren beruflich wie privat von Glück und Erfolg geprägt. Im Jahr 1935 verlobten die beiden Musiker sich, 1936 heirateten sie. Doch im selben Jahr vermählte sich ein weiteres Paar: Hedwig Frick heiratete den SS-Soldaten Armin Beilhack, der später bis zum Hauptsturmführer der Totenkopfstandarte am Standort Oranienburg aufstieg.

Im Sommer 1937 brachte Luise das erste gemeinsame Kind zur Welt, aber allmählich hatte sich der politische Himmel über Deutschland zugezogen. Walter hatte eine steile Karriere hingelegt, die Stelle des ersten Opernkapellmeisters war in Aussicht – doch da er kein Mitglied der NSDAP war, wurde ihm der weitere Aufstieg verweigert – oder zumindest immens erschwert. Es wurde immer

deutlicher, dass das Paar Rostock würde verlassen müssen. Walter schrieb Gesuche über Gesuche, vor allem an südwestdeutsche Theater wie Heidelberg und Kaiserslautern. Offenbar zog es das Paar in diesen unruhigen Zeiten wieder in die Heimat. In Kaiserslautern durfte er sogar als Gastkapellmeister auftreten und dirigierte Puccinis Oper La Bohème. Doch letztlich wurde er an keinem der Häuser angenommen.

Gleichzeitig stand Walters Musterung im Raum. Dem Dienst an der Waffe, so kann ich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sagen, wollte der junge Künstler entgehen.

Und so war am Ende vielleicht genau das der Grund für eine folgenschwere Entscheidung:

Als im August 1940 sein Vertrag mit dem Stadttheater Rostock auslief, machte sich Walter auf den Weg nach Berlin, um dort eine einjährige Umschulung zum Musiklehrer, zum Studienrat, zu machen. Luise, die mit dem zweiten Kind schwanger war, zog zu ihrem Bruder und seiner Familie ins pfälzische Pirmasens. Berlin war zwar weit weg von der Heimat, doch zum einen lebte Walters Schwester mit ihrem Mann Armin und einer kleinen Tochter mittlerweile in der SS-Siedlung in Oranienburg, und zum anderen ist es nicht ausgeschlossen, dass der Plan einer schnellen Umschulung so nur in Berlin durchgeführt werden konnte. Im November schließlich kam Achim, mein Vater, in Pirmasens auf die Welt – ob Walter ihn je gesehen hat, ist ungewiss.

Denn es ging ihm zunehmend schlechter. Er litt unter Krieg, Trennung und Zukunftsängsten und es war wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis er unter dieser Last zusammenbrechen würde.

Zum Verhängnis wurde ihm letztlich ein Besuch bei seiner Schwester – und es sollte über 40 Jahre dauern, bis Hedwig das, was an diesem Tag geschehen war, meinem Vater gegenüber aussprechen konnte.

Denn bei jenem Besuch hatte Walter einen Nervenzusammenbruch erlitten und war in Tränen ausgebrochen. Für den SS-Soldaten Armin ging das zu weit. Einen Mann, der sich derart schlecht im Griff hatte, konnte er in seinem Haus nicht dulden. Und was würden die Kameraden sagen, wenn sie mitbekämen, dass er einen „Irren“ in der Familie hatte? Armin ließ also einen Gefangenentransport kommen und SS-Männer kamen ins Haus. Walter begriff die Situation und wollte noch durchs Badfenster fliehen, doch sie konnten ihn überwältigen und brachten ihn in die nächstgelegene Nervenheilanstalt.

Als er dann sechs Monate später „verstarb“, meldete kein geringerer als Armin Beilhack auf dem Standesamt den Todesfall. Er gab an, sein Schwager sei an trauriger Verstimmung, Depression und Erschöpfung gestorben.

Ab diesem Zeitpunkt wurde Walter buchstäblich „totgeschwiegen“. Ein Tagebucheintrag seiner Schwester macht deutlich, wie schnell die Verdrängung des Schrecklichen einsetzte:

„Leider habe ich eine sehr große Pause gemacht“, schreibt sie. „Dazwischen liegt so schrecklich Schweres. Der Tod meines einzigen Bruders Walter kurz vor seinem 33. Geburtstag. Er starb am 7. August nach 5 Monaten schweren Leidens. Ich selbst bin daran fast krank geworden und habe viel Mühe gehabt, mich wieder einigermaßen zu erholen, aber ich muß es ja meiner Familie und meines Kindes wegen.“ Kein weiteres Wort über Walter ist nach diesem Eintrag zu finden.

Walter Frick hinterließ seine Frau Luise, eine Tochter und einen Sohn. Um ein würdiges Andenken an diesen Menschen zu schaffen, wurde im Februar 2012 vor seinem Geburtshaus in Zweibrücken ein Stolperstein verlegt.

Danach wusste ich, dass mein Großvater in Frieden ruhen kann – und so konnte auch ich meine Arbeit erst einmal ruhen lassen. Der Stolperstein markiert somit aus heutiger Perspektive eine Art Zwischenziel. Doch womit hatte eigentlich alles angefangen?

In der Nacht auf meinen 18. Geburtstag im September 2008 träumte ich zum ersten Mal von meinem Großvater. Ich träume oft und lebhaft – doch von einem Verstorbenen, den ich niemals kannte, hatte ich zuvor noch nie geträumt. Ich war ein kleines Mädchen in einem altmodischen Kleid, er ein adretter junger Mann in schwarz-weiß und wir spielten im Garten Ball.

In den darauffolgenden Tagen fragte ich mich immer wieder, was mir dieser Traum sagen wollte. Seit ich denken kann, schaute mich dieser mir unbekannte Mann von einer gerahmten Fotografie im Musikzimmer meines Vaters liebevoll an – Jahre später würde mir mein Vater das gleiche Phänomen aus seiner eigenen Kindheit schildern. Doch wer war dieser Mann? Mein Großvater, mein Opa? Worte, die sich bis vor wenigen Jahren fremd für mich anfühlten, denn ich hatte nie einen solchen gehabt.

Die Jahre 2008 und 2009 waren dann allerdings in erster Linie von einer anstrengenden, aber schönen Oberstufenzeit geprägt. Neben der Vorbereitung auf das Abitur arbeitete ich auch an einem Repertoire, um die Aufnahmeprüfung für Operngesang machen zu können. Im Herbst 2009 konnte ich tatsächlich ein Gesangsstudium aufnehmen, und mächtig stolz trug ich in mir das Wissen: Das kommt nicht von ungefähr. Denn nicht nur mein Großvater Walter Frick, auch seine Frau, meine Großmutter Luise, lebte für die Musik; sie war Sopranistin gewesen. Doch wesentlich mehr als das wusste ich nicht über meine Großeltern.

Bereits im ersten Semester erzählte mir ein Kommilitone, dass er aus Zweibrücken in der Pfalz komme, und ich wurde hellhörig: Das war doch der Ort, aus dem ein Großteil meiner Vorfahren kam! Mein Vater erklärte mir daraufhin, dass sein Vater Walter, der ja von dort stammte, eigentlich auch dort bestattet sein müsste. Er selber habe das Grab jedoch nie ausfindig gemacht.

Von Neugierde gepackt schrieb ich an das Friedhofsamt Zweibrücken – der Beginn einer Recherche, deren Ausmaß ich nie für möglich gehalten hätte.

Man antwortete mir wenige Tage später, dass sich auf dem Zweibrücker Friedhof ein Familiengrab Schumacher/Beilhack/Frick befinde. Im August 1941 war mit einer formlosen Notiz die Beisetzung eines Herrn Walter Frick vermerkt – doch weder Registrierung noch Genehmigung seien vorhanden. Ich gab die Neuigkeiten an meine Eltern weiter, die Ratlosigkeit war groß. Aber für mich stand nun fest: Ich wollte dieses Grab sehen.

Kurzerhand traf ich mich mit besagtem Kommilitonen in Zweibrücken, wir fuhren zum Friedhof und machten danach auch kurz bei ihm zu Hause Halt. Ich war furchtbar nervös; noch nie zuvor war ich in Zweibrücken gewesen, an jeder Ecke glaubte ich, die Anwesenheit meines Großvaters zu spüren – und so schob ich auch das überaus seltsame Gefühl, das mich im Elternhaus meines Mitstudenten beschlich, auf die Tatsache, dass ich zu viele dieser „Familiengeheimnis-Romane“ las. Ich sehe mich noch heute im Flur des alten Hauses stehen und spüren: Hier warst du schon mal. Aber der Verstand siegte über das verwirrte Herz und ich machte mich auf den Heimweg.

Zuhause angekommen setzte ich mich direkt wieder an die alten Briefe und Postkarten, die ich wenige Wochen zuvor auf dem Dachboden gefunden hatte. Meinem Vater waren nämlich seit geraumer Zeit immer wieder Erinnerungen gekommen, und eine dieser Erinnerungen war es gewesen, dass seine Tante Hedwig ihm vor Jahren diverse Dokumente hatte zukommen lassen, die seither auf unserem Dachboden lagerten. Dass ich mich schon als Kind mit Sütterlin- und Kurrentschrift beschäftigt hatte, hatte mich in der 7. Klasse nicht unbedingt beliebter gemacht, zahlte sich nun jedoch aus! Nach meiner Reise nach Zweibrücken stieß ich dann auch tatsächlich auf eine Postkarte, die an „den kleinen Walter Frick“ in Zweibrücken adressiert war, und ich schrieb meinem Kommilitonen aufgeregt, dass ich nun endlich wisse, wo mein Opa gewohnt habe: „Er wohnte in der Steinhauser Straße 30!“. Die Antwort, die ich daraufhin erhielt, bestand aus zwei kleinen, aber bedeutenden Worten: „Ich auch.“

Bis zu diesem Moment dachte ich, so etwas passiert nur in besagten Familiengeheimnis-Romanen – doch das hier war kein Roman, das war die Realität, meine Realität! Ich war nicht nur im Haus meines Großvaters gewesen. Ich hatte es gewusst.

Sogar mein Vater, der von solchen „Sperenzien“ sonst wenig hält, war sprachlos. Zufall oder Schicksal? Es muss zu dieser Zeit gewesen sein, dass mein Vater mir in aller Ruhe erzählte, was er in den 80er Jahren auf sein drängendes Fragen hin von seiner Tante erfahren hatte: dass Walter Frick nach einem Nervenzusammenbruch von seinem eigenen Schwager in einer Nervenheilanstalt eingewiesen worden war und diese nie wieder hatte verlassen können.

Eine depressive Veranlagung, Trennung, Krieg, ein SS-Führer in der Familie, die ominöse Grabstätte und das jahrzehntelange Schweigen – langsam aber sicher konnte ich die einzelnen Fragmente zusammensetzen, und ergänzt von den Informationen aus den Briefen wurden diese Skizzen letztlich zu einem nahezu vollständigen Bild: Walter Frick wurde ein Opfer der NS-Euthanasie – und gerade diese Opfergruppe hinterließ ein ungeheures Schamgefühl im Kreise der Angehörigen. Von meiner Großmutter Luise hatte mein Vater doch immer nur gehört, dass der Papa im Himmel sei und es schon immer im Magen gehabt habe! Zudem war der Kontakt zur Frick-Seite, also zu Walters Mutter Emma und auch zu Hedwig, weitestgehend unterbunden worden, und so waren mein Vater Achim und seine Schwester Gutrune in vollständigem Unwissen über das Schicksal ihres Vaters aufgewachsen.

An diesem Punkt galt es für mich, herauszufinden, in welcher „Heilanstalt“ mein Großvater ermordet worden war. Noch einmal konnte mir hier der Zweibrücker Friedhof helfen: Sein Tod sei vom Standesamt der Stadt Bernau bei Berlin beurkundet worden. Die Sterbeurkunde, die ich schließlich von dort in Kopie erhielt, ist das aussagekräftigste Dokument meines Archivs. Ausgefüllt auf „mündliche Aussage des SS-Hauptsturmführers Armin Beilhack aus Oranienburg“, steht auf ihr geschrieben, dass Walter Frick am 7. August 1941 in der Nervenheilanstalt Bernau verstorben sei. An „Trauriger Verstimmung, Erschöpfung und Depression“.

Dass mein Großvater ein Opfer der ersten, als Aktion T4 bezeichneten Gasmordphase ist, halte ich in der Tat für unwahrscheinlich. Die Gründe hierfür sind jedoch vielfältig und können im heutigen Rahmen nicht dargelegt werden. Die Patienten, die der zweiten Mordphase zum Opfer fielen, wurden direkt vor Ort von Ärzten, Schwestern und Pflägern durch tödliche Injektionen oder gezielte Mangelernährung und Vernachlässigung getötet. „Erschöpfung“ könnte für den Hungertod sprechen – doch vollständig klären wird sich dies in Ermangelung der Krankenakte leider nie.

Ich stehe nun kurz vor der Fertigstellung meines Manuskripts, der Biografie meines Großvaters; eine Arbeit, die zwei Ziele verfolgt, die unterschiedlich sind und doch zusammengehören.

Einerseits konnte ich meinem Großvater seinen Platz in unserer Familie zurückgeben – sein Bild hängt mittlerweile nämlich in unserer kleinen Ahnengalerie im Wohnzimmer und auch meine ältere Schwester spricht seit einigen Wochen nicht mehr von „Walter Frick“, sondern von „Opa Walter“. Andererseits möchte ich neben diesem „individuellen Gedächtnis“ auch einen Teil zu dem beitragen, was wir nach Aleida Assmann „kollektives Gedächtnis“ nennen. Ja, nun ist die Zeit gekommen, seine Geschichte erzählen!

Ich möchte von einem Leben erzählen, das – in allen seinen Facetten – *lebenswert* war.

Mit zahlreichen Briefen, Fotografien, Zeitungsartikeln und insgesamt drei Tagebüchern haben mir sowohl Walter als auch Hedwig einen umfangreichen, authentischen und berührenden Schatz hinterlassen. Unglaubliche Zufälle, eine schicksalshafte Verwandtschaft – nämlich mit keinem Geringeren als mit Hitlers Innenminister Wilhelm Frick – und vor allem die große Liebe zur Musik prägen diese, meine Familiengeschichte. Und die Musik scheint mir das Band zu sein, das mich bis heute mit meinem Opa verbindet – auch wenn aus mir doch keine Opernsängerin wurde.

Doch nicht nur meinen Großvater habe ich durch diese intensive Recherche kennengelernt – auch mich selbst und die Beziehung zu meinen Eltern verstehe ich nun besser. Mein Vater sagte mir einmal, dass ich ihm „auf seine alten Tage seinen Vater nahegebracht hätte“. Alleine dafür hat sich diese emotionale und nervenaufreibende Recherche mehr als gelohnt.

Oft höre ich von Leuten „Jetzt, wo ich Ihre Geschichte gelesen (oder gehört) habe, will ich auch bei uns mal nachforschen!“, und ich rufe jedes Mal einfach nur „JA!“ – und um zu dem nun folgenden Vortrag überzuleiten, werde ich meinen Ausruf ab heute ergänzen mit: „Geh denken!“

Das Erforschen der eigenen Familiengeschichte ist so vielschichtig, so lohnenswert; es ist zum Lachen und zum Weinen, es erstreckt sich von prickelnder Detektivarbeit über vollkommenes Unverständnis bis hin zu tiefer Selbsterkenntnis und Trauerarbeit. Doch, um zu erinnern und zu gedenken, müssen wir zulassen, dass uns das, womit wir uns beschäftigen, berühren darf. Es ist der Schritt des „sich nach innen Wendens“, der im Wort „er-innern“ ja auch zu erkennen ist. Diesen Schritt müssen wir gehen, um den Verstorbenen ihre Würde zurückzugeben – und um aus Opfern wieder Menschen zu machen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.